

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup>. 20.

Vierter Jahrgang.

19. Mai 1860.

### Unter duft'gen Blütenbäumen.

Unter duft'gen Blütenbäumen  
Wandl' ich leichtes Schritt's dahin,  
Und ein lieblich süßes Träumen  
Gält umfangen meinen Sinn.  
Frühling ist es endlich wieder,  
Frühling ist's in Wald und Fluß;  
Meinen Gruß dir, meine Lieder,  
Lebenspenderin Natur!

Wie es aus dem Wiesengrunde,  
Aus dem Hain so lieblich tönt;  
Wie sich in der weiten Kunde  
Alles schmückt und sich verschönt.  
Gold'ne Sonnenlichter gleiten  
Durch den Aether blau und rein;  
Ach bei diesen Herrlichkeiten  
Kann mein Herz nicht stille sein.

In die tausendfachen Weisen  
Misch' ich meinen Jubelsang,  
Alles Schöne möcht' ich preisen,  
Das mir in die Seele drang —  
Unter duft'gen Blütenbäumen  
Wandl' ich auf der Liebe Spur;  
Denn mein Singen und mein Träumen  
Gilt ja doch der Einen nur.

Ludwig Isak.

### Calleyrand's erste Liebe.

Aus Talleyrand's noch nicht gedruckten Memoiren.

Von L. Mühlbach.

I.

#### Der König.

König Ludwig XVIII. ward täglich hinfälliger und ein-  
syllbiger. Die Last des Königthums hatte seine letzten Kräfte  
erschöpft, und in den glänzenden Gemächern der Tuilerien  
und des Louvre sehnte der König sich zuweilen sogar nach  
dem stillen Garten von Hartwell, wo er so manches düstere  
Jahr des Exils verlebt hatte. Damals hatte es für ihn  
doch noch Wünsche, Hoffnungen, Erwartungen, himmlische  
Träume und göttliche Phantasien gegeben. Damals hatte  
sein Herz noch eine Sehnsucht, seine Seele noch einen Ehr-  
geiz gefannt. Frankreich war seine Sehnsucht, die Krone  
war sein Ehrgeiz gewesen! Jetzt war er in Frankreich, jetzt

hatte er unter dem Baldachin seines Thrones den Wander-  
stab niedergelegt, der ihn von England bis Petersburg, von  
Wien bis Rom, der ihn, den Hilfslehenden und Schutz-  
suchenden, überall hin begleitet hatte! — Jetzt hatte Ludwig  
statt des Pilgerhutes wieder eine Krone auf sein Haupt ge-  
setzt, der arme, europäische Wanderer hatte sich zu einem  
gebietenden mächtigen König von Frankreich verklärt. Und  
doch war der König nicht glücklich, und doch inmitten seiner  
Herrlichkeit und seines Glanzes langweilte er sich! Das Le-  
ben hatte sich für ihn erschöpft, und er war desselben von  
Herzen überdrüssig. Es gab für den König keine Hoffnun-  
gen, keine Wünsche, keine Träume mehr! Alles, was das  
Leben an Unglück und Glück, an Wechselfällen und Täu-  
schungen, an Pracht und Glanz, an Armuth und Demüthi-  
gungen, an Macht und Stolz zu bieten vermag, hatte Lud-  
wig XVIII. an sich selber erfahren, gelitten und genossen.  
Das Leben hatte sich für ihn erschöpft, und darum lang-  
weilte er sich.

Aber die Aerzte des Königs fanden diese Langweile  
nicht natürlich, und des Königs große Neigung zum Schla-  
fen schien ihnen eine gefährliche Hindeutung auf den ewigen  
Schlaf, der dem König wie dem Bettler eines Tages die  
lebensmüden Augen schließt. Diese fortwährende Schlassucht  
des Königs war ein unheilvolles Symptom, das man be-  
kämpfen mußte, gegen das es aber nur eine einzige Arznei  
gab — die Zerstreuung! — Es war indessen sehr schwer,  
den König zu zerstreuen und zu erheitern. Seine Kavaliere  
gaben sich schon seit Wochen Mühe, ihm ein Lächeln ab-  
zugewinnen, der Kreis der Damen, welche seit Jahren die  
angenehme Pflicht hatten, die Abendstunden des Königs zu  
erheitern, boten vergeblich die Grazie, die Eleganz, die  
Feinheit und Malice ihres Geistes auf; doch nur auf Mo-  
mente war es ihren pikanten Medisanten, ihren geistreichen  
Bonmots gelungen, den König zu erheitern. Nur die Gräfin  
du Cayla, die schönste und geistvollste Dame aus dem Abend-  
zirkel des Königs, hatte zuweilen noch so viel Gewalt über  
den Geist desselben, um ihn zu beleben und aus seiner  
Lethargie emporzuheben. Aber eines Tages wollte auch ihr  
dieß nicht mehr gelingen. Auf die geistreichsten Pointen,  
die heitersten und equivoquesten Anekdoten der Gräfin an-  
wortete der König mit einem Gähnen, einem verdrießlichen  
Gemurmel, das selbst von den rothen Lippen der Gräfin  
einen Moment das Lächeln vertrieb.

Nun, Sire, fragte sie fast ungeduldig, womit werden wir uns denn heute die Zeit vertreiben?

Der König sah sie ganz erstaunt an. Diese naive Frage überraschte ihn mehr als Alles, was die Gräfin ihm bis dahin erzählt hatte. Die sichtbare Ungeduld seiner schönen Freundin war ihm pikanter als alle Anekdoten und Bonmots, mit denen die Höflinge ihn heute gemartert hatten. Diese so wenig zeremonielle höfliche Frage weckte den Geist und die Heiterkeit des Königs und ein mattes Lächeln irrte auf seinen Lippen umher.

Wahrlich, Madame, sagte er, Ihre Frage erinnert mich daran, daß Horaz vom Xerxes erzählt, er habe überall in Reiche verkündigen lassen, daß er Demjenigen eine Unze Goldes geben wolle, der im Stande wäre, ihm ein neues Vergnügen zu erfinden.

Ah, seufzte die Gräfin leise in sich hinein, jetzt erwacht der König, denn er zitiert schon seine alten Autoren! —

Sire, sagte sie dann laut, wie wäre es, wenn wir uns einen der großen Komiker des Theaters holen ließen, damit er Euer Majestät eine Szene vorspiele? Ich sah gestern Potier in den „Anglaises pour rire“ und ich versichere Eure Majestät, daß ich in meinem ganzen Leben nicht so viel gelacht habe.

Nein, sagte der König, lassen wir die Schauspieler auf ihren Brettern, denn nur dort sind sie komisch.

So senden wir nach einem der großen Feuilletonschriftsteller, die jetzt mit ihren scharfen Wizen und Pointen alle Welt lachen machen. Da ist zum Beispiel Martainville, der alle Montage in der „Gazette“ einen komischen Artikel schreibt, und dessen Artikel neulich Ihren Herrn Minister, Herrn v. Decazes, am Einschlafen verhinderte.

Madame, lassen wir auch die Journalisten auf ihrer Bühne, die heitersten Schriftsteller sind oft die traurigsten Gesellschafter.

Ich könnte indessen Euer Majestät einen Schriftsteller nennen, der unerschöpflich ist in sprudelndem Humor und scharfen Pointen.

Kennen Sie Jemand, Madame, der geistreicher ist als Talleyrand?

Doch, vielleicht, Sire; übrigens würde Herr v. Talleyrand von Staatsangelegenheiten mit Ihnen sprechen, er würde Ihnen seine politischen Bonmots wiederholen, die wie die Orakel der Sibylle sind. Die meisten verweht der Wind. Auch ist er jetzt ganz und gar in Anspruch genommen von einer großen Arbeit: Er schreibt seine Memoiren.

Seine Memoiren? Wissen Sie, daß die höchst interessant sein müssen? Glauben Sie, daß er uns einige Kapitel davon vorlesen würde?

Sire, er wird Euer Majestät nichts verweigern können; aber was kann er Euer Majestät lehren, das Sie nicht besser wüßten?

Gleichviel, er wird's doch auf eine andere Weise sagen? La Châtre!

Herr von La Châtre erschien, und der König befaß

ihn, sogleich zum Herrn Herzog von Benevent, Talleyrand de Perigord, zu gehen, und ihn zum König einzuladen, um ihm einige Kapitel seiner Memoiren vorzulesen.

## II.

### Talleyrand.

Die Gräfin du Cayla hatte recht. Talleyrand konnte dem Könige nichts verweigern. Eine Stunde später trat er mit dem Manuskript in der Hand zum König ein, der indessen versucht hatte, sich mit der Gräfin du Cayla und den Herren v. Peyronnet und La Châtre die Zeit zu vertreiben.

Talleyrand las aus seinen Memoiren einige Portraitzeichnungen seiner Freunde, die den König ergözten durch ihre Schärfe und ihre ägenden Linien, aber der König war besonders begierig, ein wenig aus Talleyrand's persönlichem Leben zu erfahren.

Sire, ich habe mich nicht vergessen, sagte Talleyrand mit seinem feinen Lächeln, denn das Ich ist für einen Autor seiner Memoiren immer der Hauptheld; ich bin sogar auf einige Details meiner Jugend eingegangen.

Haben Sie die Geschichte Ihrer ersten Liebe erzählt? fragte der König mit ungewohnter Lebhaftigkeit.

Ja, Sire!

Nun denn, haben Sie die Güte, und lesen Sie uns die Geschichte Ihrer ersten Liebe vor.

Herr v. Talleyrand, der in das Königthum das Ministerportefeuille und den Titel eines Herzogs von Benevent aus dem Kaisertume mit herübergenommen hatte, Herr von Talleyrand ließ sich nicht viel bitten.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Sonne.

Die Sonne, das Gestirn des Tages, der Zentralpunkt unseres Planetensystemes, die Quelle des Lichtes und unseres Daseins, hat in der Poesie des Lebens nicht jenen Anwerth sich errungen, wie der bleiche Mond, der mit seinen kalten Strahlen dennoch in unserer Jugendzeit Empfindungen und Ahnungen wach ruft und entzündet, die vor dem Licht der Sonne und dem Treiben des alltäglich wiederkehrenden Geschäftslebens, sich schüchtern in einem Winkel des Herzens zurückziehen, um dann wieder zur Weltung zu kommen, wenn mit dem sinkenden Feuerball die Ruhezeit der einen Hälfte unseres Planeten beginnt. Doch Poesie und Wirklichkeit bilden so häufig Gegensätze, daß es uns nicht wundern darf, wenn wir dieselben auch in dem eben besprochenen Falle vorfinden. Der Mond, den wir fest in's Auge fassen können, steht uns mit seinen Ringgebirgen und seinen immer wechselnden Lichtphasen verhältnißmäßig so nahe, daß er uns mehr befreundet ist und daß er uns, wenn auch noch nicht in jeder Beziehung ergründet, doch weit weniger Räthsel zur Lösung bietet als die Sonne, deren Kenntniß für die Wissenschaft eine weit größere Bedeutung hat. Wir

nennen die Sonne das Centrum unseres Weltalls, denn wir Menschen sind nun einmal so egoistisch, alle und jede Erscheinung nur auf uns selbst zu beziehen. Wir betrachten im gewöhnlichen Leben so häufig die Millionen Welten, die am nächtlichen Himmel unserem Auge sich zeigen, als gleichsam nur dazu geschaffen, unsere Nächte zu verschönern und zu erleuchten. Was sind wir aber mit unserem winzigen Erdball in Wirklichkeit gegenüber jenen Welten, deren Schwerpunkt in der Unendlichkeit liegt. Um also ganz richtig zu sprechen, müssen wir die Sonne, wie bereits eingangs geschehen, als den Centralpunkt unseres Planetensystems betrachten, das nur einen ganz unbedeutenden, wie ein Sonnenstäubchen verschwindenden Raum einnimmt in dem großen Weltall, dem Inbegriff der gesammten Schöpfung.

Es ist recht gut für uns Menschen, wenn wir uns manchmal der großen Unendlichkeit gegenüber stellen. Unser nicht selten hochstrebender Geist, der einerseits gerade so sein muß, soll er dem vorgesezten Zwecke seiner Beredlung, durch immerwährendes Vorwärtstreben entsprechen, bedarf anderseits eines Gegengewichts, um ihn daran zu erinnern, daß er eben ein beschränkter Geist sei, der sich zu dem Urgeiste der Schöpfung gerade so verhält, wie unser Planetensystem zu dem ganzen Universum. In dem Gefühle seines hohen Selbstbewußtseins und gleichzeitig seiner Beschränkung wird er dann den richtigen Mittelweg bei seinen Forschungen einzuschlagen wissen und so seiner Aufgabe in Bezug auf sich selbst und in Bezug auf die gesammte Menschheit genügen.

In der irdischen Natur herrscht der Grundsatz, daß der Mächtige über den minder Mächtigen die Herrschaft übe, und aus diesem Grundsatz entwickelt sich die naturgemäße Ordnung der Dinge. Auch in der geistigen Natur herrscht dasselbe Grundgesetz, nur sind die Faktoren, welche den Begriff der Macht begründen, andere als bei den irdischen Körpern. Bei diesen gibt die Materie oder die Masse den Ausschlag; je größer diese letztere ist, desto größer ist die Kraft, die aus ihr resultirt. Die Materie besitzt in jedem ihrer kleinsten Theilchen die Eigenschaft, auf andere Materien anziehend zu wirken. Da wir die Materie innerhalb gewisser Grenzen Körper nennen, so läßt sich dieses Naturgesetz auch in folgenden Worten aussprechen: jeder Körper wirkt auf den andern anziehend, und zwar mit desto größerer Kraft, je mehr Masse der anziehende Körper gegen den angezogenen besitzt.

Wie auf den Wink der Schöpfung den Planeten ihre Bahnen vorgeschrieben und wie ihnen jene Richtung und Geschwindigkeit der Bewegung erteilt wurde, die sie hindert, auf die Sonne, von der sie doch angezogen werden, zu stürzen und sie zwingt, um sie herum zu wandeln, wird uns immer ein Geheimniß bleiben. Wenn es auch dem menschlichen Scharfsinne gelungen ist, Hypothesen aufzustellen, welche die genannte Naturerscheinung zu erklären suchen, und welche den Trübschleier, der die Geheimnisse der Natur verhüllt, zu lüften unternahm, so weiß doch der Natur-

forscher recht wohl Haller's Worte zu würdigen: „In das Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist.“ Wir wollen daher ebenfalls auf jene Gegenstände übergehen, die als unumstößliche Thatsachen der Wissenschaft fest begründet sind. Die Sonne steht in dem einen Brennpunkte unseres Planetensystems, und die letzteren bewegen sich in großen Ellipsen um die Sonne als Centralkörper herum, und zwar mit desto größerer Geschwindigkeit, je näher ihre Bahn an der Sonne liegt.

Die Erde, jener Planet, der uns am nächsten interessiert, ist 20,682.440 Meilen von der Sonne entfernt. Nist man diese Größe durch den Halbmesser unserer Erdfugel, so würden 12.021 Erdfugeln in gerader Linie wie an einander gereiht, diesen Raum ausfüllen. Die Phantäse des Laien ergeht sich recht gerne in solchen Vergleichen, und wenn man diese auch hundert Mal in der Schule gehört hat, so pflegt man sie doch gar leicht wieder zu vergessen, daher uns der freundliche Leser solche Reminiszenzen gerne verzeihen wird, eben so wenn wir ihm in Erinnerung bringen, daß der Raum von der Sonne zur Erde durch das Licht ungefähr in 8 Minuten zurückgelegt wird, während der Schall, wenn er von der Erde zur Sonne gelangen könnte, 13 Jahre brauchen würde, um denselben Weg zu durchlaufen; würde man aber auf einem Dampfwagen zur Sonne reisen können, so müßte man, wenn derselbe auch in einer Stunde 7 Meilen zurücklegen würde, dennoch 350 Jahre auf Reisen sein, um sein Ziel zu erreichen.

Durch ein lichtgedämpftes Fernrohr erscheint uns die Sonne als eine Kugel, ungefähr in gleicher Größe wie der Mond. In Wirklichkeit hat der Durchmesser derselben 192.608 geographische Meilen, welcher Zahl ein Umfang der Kugel von 603.099 Meilen entspricht, und somit ist die Sonne dem Rauminhalte nach 1,409.723 Mal größer als die Erdfugel. Da aber auf alle irdischen Erscheinungen, die von der Anziehung abhängen, die Masse einen so großen Einfluß ausübt, so ist es begreiflich, daß mit dieser ungeheueren Größe der Sonne auch die Wirkungen der Schwere sich unendlich vergrößern. Während auf unserer Erde ein freifallender Körper in einer Sekunde ungefähr 13 Fuß zurückgelegt, durchfällt derselbe auf der Sonne einen Raum von 428 Fuß; es gleicht somit seine Geschwindigkeit der einer abgeschossenen Kugel, und ein irdischer Körper, der ungefähr 4 Pfund wiegt, würde, auf die Sonne gebracht, dort den Druck eines Zentners ausüben — und so gibt es noch eine Menge Dinge, die alle auf dem Sonnenball anders sein müssen als bei uns. Ein Sekundenpendel z. B. nist auf der Sonne 86 Fuß. Alle lebenden thierischen Wesen und eine Vegetation, wenn dort überhaupt eine existirte, müßten eben so ganz anders sich gestalten als hier, und während die früher angeführten mathematischen Daten als Resultate der Wissenschaft ihre volle Richtigkeit haben, bleibt doch jeder Vergleich, bezüglich des dort sich entfaltenden physischen Lebens, ein unfruchtbarer und führt höchstens zu dem Resultate, daß die lebenden Wesen der Sonne, wenn

solche auf ihr sich befinden sollten, ganz anders organisiert sein müßten als die unsrigen.

Die Sonne erscheint uns wie ein glühender Feuerball; sie spendet uns sichtbar das Licht und fühlbar die Wärme, und ohne ihren wohlthätigen Einfluß würde die Natur des Erdkörpers eine todte und kalte sein; das rege Leben auf ihm müßte in Nacht und Grauen und Kälte erstarren und Alles, was das Auge des Menschen und sein Herz erfreut und erquickt, würde mit dem Menschen selbst wahrscheinlich zu Grunde gehen. Wir sagen wahrscheinlich, weil wir nicht vorschnell aburtheilen dürfen, denn die so weise eingerichtete Natur findet immer Mittel und Wege, alle Erscheinungen den bestehenden Bedingungen anzupassen, und die so eben ausgesprochenen Worte beziehen sich nur auf jene Veränderungen, die unsere gegenwärtige Existenz ohne den belebenden Einfluß der Sonne erleiden müßte. Was die Naturkraft der Erde ohne Einwirkung der Sonne, vielleicht durch innere Wärme produziren könnte, bleibt für immer unserem Wissen verschlossen, da uns dafür der Anhaltspunkt fehlt.

Wodurch wird nun die Sonne zum Feuerball? Ist sie selbst eine feste glühende Masse durch und durch? Hat sie bloß eine glühende Hülle? Ist diese Hülle gasförmig oder tropfbar flüchtig? Dieß sind lauter Fragen, die dem Naturforscher zur Beantwortung sich aufdringen, und die er durch fleißiges Beobachten wenigstens theilweise zu lösen im Stande ist. Ein Blick auf die Sonnenkugel belehrt uns, daß ihre Oberfläche sich verändert; sie bekommt zeitweise Flecken, die uns unregelmäßig begrenzt und in der Mitte tief schwarz erscheinen, während sie am Rande gewöhnlich mit einem grauen Dunst umgeben sind. Sie behalten oft ihre Gestalt durch lange Zeit, so zwar, daß man sie benützt hat, um durch ihr Verschwinden und ihre Wiedererscheinung die Achsendrehung der Sonnenkugel zu bestimmen, und man hat auf diese Weise gefunden, daß die Sonne 27 $\frac{1}{2}$  Tag brauche, um sich ein Mal um sich selbst herum zu drehen. Aber nicht nur zur Bestimmung der Achsendrehung der Sonne hat man die Sonnenflecken benützt, sondern ihr Entstehen, der Verlauf ihrer Existenz und ihr Wiederverschwinden beschäftigen die Naturforscher seit langer Zeit. Den alten Völkern galt die Sonne als das Sinnbild der Reinheit, und erst Scheiner in Ingolstadt hat ihre Flecken im Jahre 1611 zuerst entdeckt. Wenn man auch anfänglich versucht war, sie für dunkle Körper zu halten, welche vor der Oberfläche der Sonne vorüberstreichen, so kam man gar bald zu der Einsicht, daß dieß nicht der Fall sei, sondern daß sie der Sonnenoberfläche selbst angehören. Die wahrscheinlich an sich dunkle Sonnenkugel scheint mit einer selbstleuchtenden Gas- hülle oder Photosphäre umgeben zu sein, die manchmal gewissen Veränderungen ausgesetzt ist und durchbrochen wird, so daß man durch das auf diese Weise entstehende Loch auf den dunklen Sonnenkörper hinabsieht. Diese Flecken, die manchmal in sehr geringer Anzahl vorhanden sind, oder ganz verschwinden, oft aber sich häufig zeigen, sind verschieden

groß, und die Berechnung weist nach, daß es oftmals Sonnenflecken gibt, die in der Wirklichkeit 10.000 Meilen breit sind, obgleich sie uns nur linsengroß und noch kleiner erscheinen. Nachdem man die Sonnenflecken entdeckt hatte, so erkannte man auch öfter Stellen an der Sonne, die leuchtender sind als die Gesamtoberfläche, und die man im Gegensatz zu den Sonnenflecken, Sonnenfackeln genannt hat.

(Schluß folgt.)

### Aus der Thierwelt.

Herr Legationsrath Richtenberg in Gotha war Augenzeuge folgender Begebenheit: „Ein weißliches Kanarienvogel-Weibchen, erzählt derselbe, brütete in einer angestellten Hefe drei Junge aus, zwei gelbe und ein graues. Drei Tage nach dieser Ausbrütung fing es zu meiner Verwunderung von neuem an, Eier zu legen, mußte aber darüber seinen Geist aufgeben. Der Vater, ein schöner hochgelber Kanarienvogel, nahm sich nun zwar der Fütterung seiner Jungen ernstlich an, reichte aber dem grauen niemals etwas in den Schnabel, sondern stieß es, so begierig es ihn aufsperrte und so kläglich es auch schrie, immer zurück, bis auf dasselbe und überließ es gleichsam mit Vorsatz dem traurigen Schicksal der Verhungern. Die beiden gelben Jungen wurden immer gut von ihm genährt und wuchsen zusehends. Durch ihr Wachstum nahmen sie nun in dem Nestchen mehreren Raum ein, durch ihre erhaltenen Kräfte hoben sie sich munter in die Höhe; das arme, verlassene graue aber mußte immer unter ihnen liegen. Man versuchte, indem man nun die gelben Jungen einen ganzen Tag lang aus der Hefe entfernte, den Alten etwa zum Mitleid zu bewegen. Aber auch das konnte seinen Haß und Born gegen dieses Junge nicht mildern. Er war unempfindlich gegen dessen klägliche Töne und flog nun nicht einmal auf das Nest. Man brachte die gelben zur Erwärmung des abgekehrten grauen wieder in das Nest, und hielt es für ein wahres Wunder, daß es ohne Nahrung sein schwaches Leben doch so fortsetzen konnte. Endlich entwickelte sich das Nächstel. Man wurde gewahr, daß seine gelben Geschwister ein besseres Herz und mehr Erbarmung als der Vater hatten; sie nahmen sich des elenden verhungerten an, und reichten ihm aus ihren eigenen Hälsen einige Mal des Tages Speise. Sie gewöhnten sich endlich immer mehr daran, dasselbe, so oft ihnen der Alte ihre Mahlzeit gebracht hatte, ordentlich zu füttern. Durch diese Fürsorge zogen sie es völlig groß, es wurde gut befiedert, lernte fliegen, für sich fressen und endlich, als ein Männchen, auch schlagen. Ob nun bloß die Farbe des Jungen so viel Eindruck machte und dem Väter verhaßt war, weil sie sich so weit von seiner eigenen Farbe unterschied, oder ob er wirklich den eifersüchtigen Gedanken dabei hegte, daß sein Weibchen ihm nicht treu gewesen, daß es nicht sein echtes Junges sei, dieß sind wohl eben so schwer zu beantwortende Fragen als wir diese: Haben denn wohl die kleinen, gelben, jungen Kanarienvogel eine Art wahren Mitleids über die Noth ihres verlassenen grauen Bruders gehabt; haben sie eingesehen, daß die Gefahr des Todes bei dem Kleinen vom Mangel der Nahrung herkam, und daß sie es nur dadurch würden lebendig erhalten können, wenn sie aus ihren Kröpfen etwas herausheben und ihm in den Schlund stecken würden, oder merkten sie vielleicht, daß ihr Nestbruder gleich ruhiger wurde, und sie nicht so sehr mit seinem ungestümen Schreien und Aufsperrern plagte, wenn der Alte bei übereilter hitziger Fütterung manches verlor, was dann von ungefähr in seinen aufstehenden Schnabel fiel?“